

SUPERVISION

Theorie – Praxis – Forschung

Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift
(peer reviewed)

2001 gegründet und herausgegeben von:

Univ.-Prof. Dr. mult. **Hilarion G. Petzold**, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen, Donau-Universität Krems, Institut St. Denis, Paris, emer. Freie Universität Amsterdam

in Verbindung mit:

Univ.-Prof. Dr. phil. **Jörg Bürmann**, Universität Mainz
Prof. Dr. phil. **Wolfgang Ebert**, Dipl.-Sup., Dipl.-Päd., Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen
Dipl.-Sup. **Jürgen Lemke**, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen
Prof. Dr. phil. **Michael Märten**, Dipl.-Psych., Fachhochschule Frankfurt a. M.
Dr. phil. **Robert Masten**, Department of Psychology, Faculty of Arts, University of Ljubljana, Slovenia
Univ.-Prof. Dr. phil. **Heidi Möller**, Dipl.-Psych., Universität Kassel
Lic. phil. **Lotti Müller**, MSc., Psychiatrische Universitätsklinik Zürich, Stiftung Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Rorschach
Dipl.-Sup. **Ilse Orth**, MSc., Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen
Prof. Dr. phil. **Alexander Rauber**, Hochschule für Sozialarbeit, Bern
Ireen Ruud, MSc., Høgskolen i Buskerud, Norwegen
Dr. phil. **Brigitte Schigl**, Department für Psychosoziale Medizin und Psychotherapie, Donau-Universität Krems
Univ.-Prof. Dr. phil. **Wilfried Schley**, Universität Zürich
Dr. phil. **Ingeborg Tutzer**, Bozen, Stiftung Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Düsseldorf/Hückeswagen.

www.fpi-publikationen.de/supervision

SUPERVISION: Theorie – Praxis – Forschung

Ausgabe 05/2005

Die Konzepte ‚social network‘ und ‚social world‘ und ihre Bedeutung für Theorie und Praxis der Supervision im Integrativen Modell

*Erica Brühlmann-Jecklin^{*1}, Hilarion G. Petzold, Düsseldorf/Amsterdam^{**2}*

* Aus dem Studiengang Supervision, Zentrum für IBT, Faculty of Human Movement Sciences, Free University Amsterdam.

¹ Leistungsnachweis Ergänzungsstudiengang, Supervision 2002 – 2004, Freie Universität Amsterdam

^{**} Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, Europäischen Akademie für Psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen - Master of Science-Studiengang, Department für Psychosoziale Medizin und Psychotherapie, Donau-Universität Krems - Studiengang Supervision, Zentrum für IBT, Faculty of Human Movement Sciences, Free University Amsterdam.

² Betreuer der Arbeit

Inhalt:

Vorbemerkung

1 Einleitung

2 Social networks, Konvois – Konzepte und Überlegungen

3 Versuch einer Synthese

3.1 ‚social world‘ und ‚social worlds‘

3.2 Zum Beispiel Sofia und Nicole

4 Konzepte

4.1 Gruppierungen

4.2 Ko-respondenzmodell

4.3 Die zweite Identitätssäule

5 Bedeutung für die Praxis der Supervision

5.1 Variablen im Feld der Supervision

4.1.1 Supervisions-Beziehung

5.1.2 Feldvariable

5.1.3 Institutions- und Organisationsvariable

5.1.4 Supervisorenvariable

5.1.5 Funktionsvariable

5.1.6 Methodenvariable

5.1.7 Beratungbeziehung

5.1.8 Effektvariable

5.1.9 Aufgabenvariablen

5.1.10 Supervisandenvariable

5.1.11 Klienten-/Patientenvariable

5.1.12 Sozial-Netzwerk-Variable

5.1.13 Sozio-ökonomische Situation (global)

5.1.14 Diskursvariable

5.1.15 Prozessvariable

5.2 Mehrperspektivität

5.3 Begrenztheit der ‚Sozialen Welten‘

6 Schlussbemerkung

Vorbemerkung

Der ursprüngliche Text dieser Arbeit war eine Auseinandersetzung der Autorin mit den Konzepten „social network“ und „social world“, wie sie *Petzold* in der und für die Integrative Therapie und Supervision entwickelt hat, und die Arbeit wurde von ihm als betreuender Dozent auch begleitet. Eine solche Arbeit ist – genau betrachtet – ein „Betreten der Welt eines Denkens“ mit der Zielsetzung, diese Welt von einer anderen „Welt des Denkens“ herkommend zu verstehen. Zwei Gedankenwelten treten in die Korrespondenz. Die Arbeit erhielt Feedback, führte zu Gesprächen, in denen sich die Gedankenwelten in diesem Bereich einander weiter annäherten und mir, als Studierender, die fachliche Gedankenwelt des Autors und Dozenten deutlicher, vertrauter wurde, seine „social world“, die er mit anderen Fachkolleginnen aus dem integrativen Bereichen teilt. Ein Studium, eine supervisorische Fachausbildung ist in diesem Sinne immer auch ein Affiliationprozess (*Stroebe* et al. 2000) mit einer fachlichen Sozialwelt, der Gedankenwelt einer **sozialen Gruppe** (einer **Poyade**, einem „Wir-Feld“), die einer spezifischen „Fachwelt“ zugehört. Es geht also nicht nur um die Zugehörigkeit zu einem **sozialen Netz** von Supervisoren als Einzelmitglied in einem Supervisorenverband, sondern auch um die Zugehörigkeit einer **sozialen Welt**: zur „Fachwelt der Supervision“ und spezifisch: zur „Fachwelt integrativer Supervisoren“. Das ist immer mit dem **Prozess der Aneignung** einer spezifischen Fachlichkeit, von *Wissen, Können, Werten*, verbunden. Diese kleine Arbeit ist Teil eines solchen Aneignungsprozesses, der eben nicht nur kognitiv oder abstrakt verläuft sondern auch durch die konkrete Interaktion mit konkreten Personen: mit dem bzw. den Dozenten in der Ausbildung, den Lehrsupervisoren, mit den Ausbildungskolleginnen und Kollege, den Mitstudentinnen. Im Rahmen dieser Auseinandersetzung mit „Gedanken und Konzepten“ kamen wir – Dozent und Studierende - überein, Ergänzungen im „Diskurs zum Ausgangstext“ auch in den Text aufzunehmen, Textbeiträge, die sonst nur in der Diskussion geblieben wären, verschriftlicht einzubeziehen, um so den Prozess einer „Affiliation“ (*Müller, Petzold* 2003), einer gedanklichen Annäherung, und des „Sich-Zugesellens“ zu einer fachlichen „community“ zu verdeutlichen, wie er in jedem Ausbildungsprozess vielfach geschieht, aber selten als solcher sichtbar und reflektiert wird. Gemeinsam verfaßte oder vom Dozenten geschriebene Passagen werden dabei typographisch durch „Tahoma“ gegenüber „Times New Roman“ gekennzeichnet.

1 Einleitung

Eine Artistin am Zirkuszelt Dach bringt mit graziös wippendem Beinschwingen ihr Trapez in Schwung. Ihr gegenüber tut dies ihr Partner, abgestimmt auf Sekundengenauigkeit ebenfalls. Das Zirkuspublikum starrt mit offenen Augen und Mündern zum Zeltdach hinauf. Die Musik ist verstummt. Bis auf ein zartes Besentrommeln des Schlagzeugers ist kein Ton zu hören. Atem wird angehalten. Die Spannung steigt. Die Artistin lässt los, macht einen Salto in Richtung ihres Artistenpartners. Dieser fängt sie mit starken Armen und Händen auf. Nun stehen beide auf seiner Trapezschaukel. Das Publikum atmet auf. Klatscht. Die Musik setzt mit einem Tusch ein.

Gut gegangen!

Ach ja, da wäre zur Not ein Netz gewesen. Ein Netz aus Seilen und Knoten. Eine untereinander verbundene Vielfalt starker Seile. Das Netz, das getragen hätte, wenn etwas schief gegangen wäre.

Netze fangen ein (bei den Spinnen Insekten), auf (wie obiges Beispiel zeigt). Netze tragen (Hängematte) und verbinden (Netzwerke, siehe diese Arbeit). Die Netzplantechnik geht offenbar auf Gelehrte des alten Griechenland zurück (Diaz-Bone 2002). Als Begriff der Psychologie taucht er wohl erstmals mit den Gestaltheoretikern auf. So stellte sich Köhler (1947) den ‚Verstand‘ als verbundenes Netz vor. Köhlers Vermutung, das Nervensystem sei ein vernetztes Wunderwerk, gibt die neueste Hirnforschung Recht (Spitzer 2000). Erst dieses Netz ermöglicht das Assoziieren, das komplexe Zusammenspiel von Milliarden Nervenzellen im Hirn für einen einzigen Gedanken, eine einzige Wahrnehmung, eine einzige Bewegung.

Als Begründer netzwerktheoretischer Betrachtungsweisen darf Moreno bezeichnet werden (Petzold 1993, S. 871). Er machte bereits in den Dreissigerjahren Untersuchungen zu Netzwerken in Gefängnissen (Moreno 1932) und in Erziehungsanstalten oder zur Freundschaftsstruktur von Kindern einer vierten Schulklasse oder zu Nachbarschaften usw. (Moreno 1934). Von ihm stammt der Begriff **Soziometrie** und die dazugehörige Diagrammtechnik, das sogenannte **Soziogramm**. Zu einem späteren Zeitpunkt schrieb er auch über den ‚Zerfall von sozialen Netzwerken im Alter‘, wo er Begriffe prägte wie ‚Absterben des sozialen Atoms‘ und ‚Atrophieren sozialer Netzwerke‘. Gemeint ist damit, dass der alte Mensch Beziehungen verliert, vereinsamen kann, einerseits durch das ‚Wegsterben‘ von Menschen seiner Generation, andererseits durch das inaktiv werden aufgrund zunehmender Behinderungen, was ein ‚Teilnehmen am sozialen Leben‘ einschränkt oder verunmöglicht.

Morenos soziometrische Analysen waren also zweifellos direkte Vorläufer der **Sozialwissenschaftlichen Netzwerkanalyse (SNA)**. Diese wurde in den letzten 20 bis 25 Jahren entwickelt. Ein markierendes Datum für sie ist die Gründung der ‚International Network for Social network Analysis‘ (INSNA) im Jahre 1978 (Diaz-Bone, 2002).

Der Netzbegriff ist eine gute „Modellmetapher“ (Petzold 1994a) für nichtlineare Systeme, wie sie sich aus sozialen Gruppen von Primaten, wir sprechen von **Polyaden**, die sich **polylogisch** austauschen (idem 2002c), hervorgegangen sind. Sie sind so komplex wie Netze gewoben: man denke an die so verschiedenen Typen von Spinnennetzen - die Radnetze der Aranidae, der Radnetzspinnen, deren Netze aus radialen Fäden mit einer aufgewebten Spirale von Fangfäden bestehen wie bei der Kreuzspinne (*Araneus diadematus*) oder an die multipel konnektierten Netzteppiche bzw. Baldachinnetze der Kräuselspinne (*Dictyna uncinata*) oder der Höhlenspinne (*Nesticus cellulanus*), die Beispiele für nichtlineare Netzwerke bieten. Von Menschen gemachte Netze wie Strom- oder Telefonnetze bis hin zum world wide web, das Menschen weltweit untereinander verbindet – überall begegnen und Netzwerkstrukturen. Und nur wenige sind so komplex wie die Netzwerke unseres Nervensystems.

Das Entstehen und Verwebung von **erlebten Lebenswelten** (Kiwitz 1991) zu **mentalisierten ‘social worlds‘** (Petzold, 1993), mit Beziehungen zwischen Menschen zu sozialen Netzwerken ist so komplex und differenziert, wie es das Wunder Mensch ist, der sich in sozialen Netzwerken

bewegt. Das soziale Netzwerk, welches Verbindungen zwischen den Atomen oder Knoten (Individuen) bzw. Seilen oder Kanten (Beziehungen) herstellt, ist nötig und ermöglicht erst Handlungen und Tun in jeder Form. Das soziale Netz ist überdies ein Netz, das „trägt“. Für den Fall, dass die Sekundengenauigkeit beim Sprung nicht ganz stimmt. Oder wenn die eigene oder des andern Kraft versagt. Aus irgend einem Grund. Dann ist es gut zu wissen, dass da ein soziales Netz ist, das jemanden auffangen kann.

Mit dieser Arbeit möchten wir aufzeigen, wie wichtig es für Supervisorinnen und Supervisoren ist, von dieser **Komplexität** eine Ahnung zu haben, wie essentiell es ist, die Mehrperspektivität und die Perspektivenvielfalt zu berücksichtigen, um dem Supervisanden und somit seinen Klientinnen und Patienten möglichst gerecht zu werden. Diese Vorgehensweise ist charakteristisch für den Ansatz der ‚Integrativen Supervision‘, welcher dezidiert sozialpsychologisch und sozialwissenschaftlich ausgerichtet ist (Schreyögg 1991, Petzold 1998). Seine Konzeptualisierungen liegen dieser Arbeit zugrunde.

2 Social networks, Konvois – Konzepte und Überlegungen

Zur Erklärung des Begriffs ‚social networks‘ sollte auch der Begriff ‚social casework‘ herangezogen werden. Immerhin führt dieser zurück zu den Anfängen der Professionalisierung der Sozialarbeit. Bereits 1889 begann *Mary E. Richmond* (1861 - 1928) in den USA Sozialarbeit in der ‚Charity Organization Society Baltimores‘ zu institutionalisieren. 1917 veröffentlichte sie das Buch ‚Social Diagnosis‘, in dem sie ihr Konzept der ‚casework‘ vorstellte und aus dem ersichtlich ist, dass ihr schon damals die Fortbildung von Menschen, welche Sozialarbeit leisteten, ein grosses Anliegen war. Frühe Formen von Supervision waren hier bereits Bestandteil des Konzeptes (Möller 2001, S. 18).

Unter dem Begriff ‚social networks‘ kann die Verbundenheit sozialer Netzwerke *einzelner Individuen* verstanden werden (netzwerkinteraktive Perspektive) oder die Verbindung der Menschen um eine und mit einer Kernperson (personenzentrierte Perspektive), wie beim Konzept des „sozialen Atoms“ von Moreno (1936).

Hier zeigt sich in der Begriffsdefinition bereits die Komplexität. Weitere Netzwerkdefinitionen sind.

Ein *soziales Netzwerk* wird als *Matrix* in einem *sozioökologischen Kontext* betrachtet, in der sich *soziale Prozesse* abspielen und die *Ansatzmöglichkeiten für Interventionen* bietet (Hass, Petzold 1999).

Betrachtet man ein solches Netz über die Zeit, so sprechen wir von einem **Konvoi**, einem „Weggeleit“. Neben diesen sehr allgemeinen Definitionen wird umfassender und spezifischer definiert:

„Ein *soziales Netzwerk* ist das für *exzentrische Beobachter* eines *sozioökologischen Kontextes* mit *Mikro- oder Mesoformat* vorfindliche und *umschreibbare multizentrische Geflecht differentieller Relationen in der Zeit zwischen Menschen* (und ggfls. *Institutionen*), die *zueinander in unterschiedlichen Bezügen* stehen (*Kontakte, Begegnungen, Beziehungen, Bindungen, Abhängigkeiten in Konvois*) und in *konkreten oder virtuellen Austauschverhältnissen* (z.B. *wechselseitige Identitätsattributionen, Hilfeleistungen, Teilen von Informationen, Interessen, Ressourcen, Supportsystemen*). Dabei können sich durch das

Vorhandensein konkordanter und diskordanter kollektiver Kognitionen (z.B. Wirklichkeitskonstruktionen, Interpretationsfolien, Werte, Normen) in dem vorfindlichen Netzwerk unterschiedliche 'soziale Welten' mit unterschiedlichen 'sozialen Repräsentationen' konstituieren. Netzwerke zusammen mit ihren repräsentationalen Wirklichkeiten können als **soziales System** bezeichnet werden“ (Petzold 1979a, aus Hass. Petzold 1999).

In einem sozialen Netzwerk kann es vielfältige „social worlds“, *kollektive mentale Repräsentationen* geben, die sich allerdings auch über die Zeit in Konvois verändern können, wenn die Netzwerke und die Menschen in ihnen älter werden.

„Als **Konvoi** werden Soziale Netzwerke bezeichnet, die auf der Kontinuumsdimension betrachtet werden, denn der ‚Mensch fährt nicht allein auf der Lebensstrecke, sondern mit einem **Weggeleit**‘ (Petzold 1969c). Ist dieses stabil, ressourcenreich und supportiv, so kann es ‚stressful life events‘ abpuffern, eine Schutzschildfunktion (shielding) übernehmen und damit Gesundheit und Wohlbefinden sichern. Ist der **Konvoi** schwach oder kaum vorhanden, negativ oder gefährlich (durch Gewalt und Missbrauch), so stellt er ein hohes Risiko dar (continuum of casualties) und das nicht nur in Kindheit und Jugend. Konvoiqualitäten diagnostisch zu erfassen und – wo erforderlich – zu stärken, bei ‚riskanten Konvois‘ zu puffern oder einzuschränken (Heimunterbringung, Frauenhaus u. ä.), ist damit eine zentrale Aufgabe jeder psychosozialen/therapeutischen Hilfeleistung, bei der die Helfer ‚Mitglieder auf Zeit‘ im Konvoi des Klienten/der Klientin werden. Longitudinal werden Konvoiqualitäten durch ‚Konvoi-Diagramme‘ erfassbar, indem KlientInnen ihre sozialen Netzwerke zu wichtigen Zeitpunkten ihres Lebenslaufes (z. B. 5 J. Kindheit, 10. J. Schulzeit, 15 J. Adoleszenz, Einbrüche, Bindungen, Trennungen, Relokationen) aus der Erinnerung aufzeichnen, so dass benigne und maligne Einflüsse, soziale Unterstützung und soziale Belastungen panoramaartig erkennbar werden. Konvoiqualität und -dynamik wird wesentlich durch die in ihm vorherrschenden Qualitäten der Relationalität bestimmt, durch Beziehungen und Bindungen, durch Affiliationsprozesse im Binnenraum und zum Außenfeld des Konvois“ (Petzold 2000h).

Eine besondere Form des Konvois ist die Familie, ja sie ist in der Regel die Kernzone jedes Konvois.

„Unter **Familie** kann eine **Polyade**, d. h. ein Gruppenverband miteinander verwandter oder verschwägerter, aber auch durch Adoption und stabile Wahlverwandtschaften verbundener Menschen verstanden werden, die in Wohn-, Lebens-, Werte- und ggf. Wirtschaftsgemeinschaften leben und durch dichte Netzwerkbeziehungen und ggf. freiwillig eingegangene rechtliche Fürsorgeverpflichtungen (notarielle Verträge, eingetragene Partnerschaften o. ä.) miteinander einen Konvoi bilden. „Gute“ Familien bieten einen Konvoi von hinlänglicher Stabilität, in dem eine intensive Affiliationsqualität, ein Wir-Gefühl der Zugehörigkeit herrscht und *mentale Repräsentationen* der Familie als Gesamtgemeinschaft, mit ihren Mitgliedern und ihren Traditionen und Werten, Kognitionen *familialer Identität* möglich machen, die Sicherheit und Beständigkeit für das *persönliche Identitätserleben* bieten. Eine „gute“ repräsentationale Familie kann eine hohe Enttäuschungsfestigkeit haben und über die Existenz der zugrunde liegenden realen Familie hinaus einem Menschen Orientierung, Sinn und Trost bieten, genauso wie eine negative repräsentationale Familie Menschen ein Leben lang belasten kann, wenn ihre Auswirkungen nicht bearbeitet und verarbeitet werden können“ (Petzold 2006v).

In diesen Definitionen wird die grundlegende Unterscheidung zwischen dem „*Netzwerk*“ als einer numerische Größe, eine Zahl von Personen, und der „*social world*“ als geteiltes kollektives Wertesystems von Personen in einem Netzwerk gemacht. Beides zusammen wird als „*soziales System*“ bezeichnet.

Heyl definiert Sozialsysteme als ‚eine Menge von Individuen, die zwei Bedingungen erfüllen (Heyl 1992, S. 270): „Sie müssen a) die gleiche Wirklichkeitskonstruktion ausgebildet haben sowie mit Bezug auf sie in einer spezifischen und ihr zugeordneten Weise handeln können. (---)“

Sie müssen b) mit Bezug auf diese Wirklichkeitskonstruktion tatsächlich handeln und interagieren.“ (vgl. Petzold 1998, S. 84).

In Netzwerken und Konvois mit ihren „social worlds“ geschieht „**Sozialisation**“:

„**Sozialisation** wird im Integrativen Ansatz als die wechselseitige Beeinflussung von Systemen in multiplen Kontexten entlang des Zeitkontinuums (Petzold, Bubolz 1976) aufgefasst als der – gelingende oder misslingende – Prozess der Entstehung und Entwicklung des Leibsobjekts und seiner Persönlichkeit in komplexen Feldern bzw. Feldsektoren, sozialen Netzwerken und Konvois (Hass, Petzold 1999) über die Lebensspanne hin, in denen die gesellschaftlich generierten und vermittelten sozialen, ökonomischen und dinglich-materiellen Einflüsse und Feldkräfte unmittelbar und mittelbar den Menschen in seiner Leiblichkeit mit seinen kognitiven, emotionalen, volitiven und sozial-kommunikativen Kompetenzen und Performanzen prägen und formen: durch positive und negativ-stigmatisierende Attributionen, emotionale Wertschätzung, Ressourcenzufuhr oder -entzug, Informationen aus dem kommunikativen und kulturellen Gedächtnis (J. Assmann 1999), Förderung oder Misshandlung. Dabei wird der Mensch als ‘produktiver Realitätsverarbeiter’ (Hurrelmann 1995, 66) gesehen, der in den Kontext zurückwirkt, als ‘Mitgestalter seiner eigenen Identitätsprozesse’ (vgl. Brandtstädter 1985, 1992) durch Meistern von ‘Entwicklungsaufgaben’ (Havighurst 1948), durch Identitätswürfe, Ausbildung von ‘Identitätsstilen’, Wahl von *life styles* und *social worlds*. In Prozessen multipler Reziprozität, der Ko-respondenz und Ko-operation, der Ko-konstruktion und Ko-kreation interpretiert und gestaltet er die materielle, ökologische und soziale Wirklichkeit gemeinschaftlich (Vygotskij 1978, 1994) in einer Weise, dass die Persönlichkeit, die relevante ökologische und soziale Mikrowelt und gesellschaftliche Meso- und Makrofelder, ja die Kultur (Müller, Petzold 1999) sich beständig verändern und der Mensch sie und sich mit allen Ressourcen, Kompetenzen und Performanzen entwickelt. Dies geschieht in **Mentalisierungen**, die von einer Dialektik von *Vergesellschaftung* (Generierung von ‘social worlds’, kollektiven Kognitionen, Klimata und Praxen) und *Individuation* (Generierung subjektiver Theorien, Atmosphären und Praxen) bestimmt sind. Ihr Ergebnis ist eine je spezifische, in beständigen **konnektivierenden** und **balancierenden Konstitutionsprozessen** stehende, **flexible, transversale Identität** des in Weltkomplexität **navigierenden** Subjekts und seiner sich beständig **emanzipierenden** Persönlichkeit in einer wachsend globalen, transkulturellen Gesellschaft mit ihren Makro-, Meso-, Mikrokontexten und deren Strukturen und Zukunftshorizonten“ (Petzold 2001p).

Eng mit der Vorstellung des Konvois, des Weggeleits, ist die therapeutische Konzeption der „Karrierebegleitung“ verbunden, für die in der Integrativen Therapie schon früh Modelle wie die „Therapieketten“ oder das „therapeutische Verbundsystem“ entwickelt wurden (Petzold 1974b; Scheiblich, Petzold 2005).

„Unter **Karriere** (von spätlat. *Carraria* = Fahrweg, frz. *carrière* = [positive] Laufbahn) wird sozialwissenschaftlich das über längere Strecken der Lebensspanne betrachtete Entwicklungs- und Sozialisationsgeschehen mit seinen *salutogenen*, *pathogenen* und *defizitären* Einflüssen verstanden, in dem Mikrosegmente von Wochen und wenigen Monaten, Mesosegmente von Monaten und Jahren differenziert werden können, für die die Gesamtkarriere eines Lebensverlaufes in der Sicht eines ‘lifespan developmental approach’ den Hintergrund bildet und zwar unter *retrospektiver* (Vergangenheitsanalyse), *aspektiver* (Gegenwartsassessment) und *prospektiver* (Zukunftsorientierung) Betrachtung. Die Karriereperspektive wird durch die longitudinale Entwicklungsforschung empirisch bestens abgestützt und verlangt nach Strategien der pathogenesevermindernden bzw. -beseitigenden *Hilfeleistung* und der salutogeneseorientierten *Entwicklungsförderung*, die als **Karrierebegleitung** in einem longitudinal ausgerichteten Konzept von nachhaltiger Hilfe **und** Förderung den individuellen Entwicklungsprozessen entsprechende Interventionsmaßnahmen und Agenturen der Hilfeleistung und Förderung zur Verfügung stellen. Damit sind klinische, sozialtherapeutische und sozialpädagogische *Verbundsysteme* bzw. multipel vernetzte und nicht-linear organisierte *Therapieketten* erforderlich, um für die PatientInnen und

KlientInnen und ihre persönlichen sozialen Netzwerke und Konvois – seien sie nun beschädigt oder nicht – für ausreichende Zeit professionelle Begleitung als 'convoy of support and empowerment' an die Seite zu stellen, damit Negativkarrieren eine neue, positive Orientierung erhalten können. Bei den zum Teil höchst desolaten *Karriereverläufen* von Suchtkranken, aber auch von Menschen mit psychiatrischen Problemen, Karrieren, die schwere Schädigungen der Persönlichkeit und ihrer Netzwerke/Konvois im Gefolge hatten, erscheint das Konzept der **Karrierebegleitung** in differenzierten und flexiblen Verbundsystemen, eine der wenigen Antworten, die für die Betroffenen hinlängliche Chancen und nachhaltige Wirkungen für ein gesünderes, besseres Leben bieten können und die Solidargemeinschaft von immensen Kosten für chronifizierte Krankheitskarrieren entlasten könnten“ (Petzold 2000h).

Diese Definitionen zeigen auf, dass Konzepte dann sinnvoll sind, wenn sie in den Leitideen theoretisch anschlussfähig sind und praxeologische Handlungsideen implizieren (Orth, Petzold 2004). Auf der Suche nach Konzepten der 'social networks' werde ich also Konzepte aufzeigen, welche Handlungsideen mit berücksichtigen (siehe Abschn. 4 und 5).

3 Versuch einer Synthese

Bereits das Ungeborene entwickelt im Mutterleib, aufgrund primitiver neuronaler Vernetzungen, in denen Informationen ausgetauscht und gespeichert werden, ein neuronales Gedächtnis. Petzold ortet im **Heuristischen Modell des Integrativen Ansatzes** dieser vorgeburtlichen und der nachgeburtlichen Zeit, in welcher sich das Neugeborene am „signifikanten Andern“ (Mead), also an der Mutter oder der Bezugsperson zu orientieren beginnt (Winnicott 1974), die Entwicklung des *sensumotorischen Gedächtnis* (Petzold 1993, Band 2, S. 709 ff). Das Kind sammelt Erfahrungen mit den Menschen, die es umgeben. Die Atmosphäre, welche diese Menschen als Stimmung verbreiten, memoriert der Säugling als *atmosphärisches Gedächtnis*. Die Sinneswahrnehmungen, das was das Kind sieht, hört, riecht, schmeckt, prägt sich ihm als Bilder ein. Es entwickelt das *multimodale ikonische Gedächtnis*. Wenn die Bilder zu Handlungen, zu Szenen werden, speichert es das, was es sieht und erlebt, synthetisiert und memoriert im *szenischen Gedächtnis*. In der Zeit, wo Sprachentwicklung aktuell wird, übrigens etwa zur gleichen Zeit, wo das szenische Gedächtnis sich entfaltet, entwickelt das Kind das *verbal-semantic Gedächtnis*. Während der Lautbildung zu Einwortsätzen, ja, bevor es solche überhaupt verlaublichen kann, memoriert es Worte in seinem Gedächtnis, die irgendwann zu Sätzen und schliesslich zu Sprache werden.

Alle diese Gedächtnisformen bilden sich mit der Zeit über die ersten beiden Lebensjahre zum *Integralen Leibgedächtnis* aus. Mit Ende des zweiten Lebensjahres beginnt das Kind durch rudimentäres, aber rasch sich vertiefendes „autobiographisches Memorieren“ eine ‚Autobiographie‘ auszubilden, in dem seine eigene, subjektiv erlebte Geschichte aufgezeichnet wird und ‚leibhaftig‘ memoriert werden kann. Das Neugeborene wird in eine bestimmte Welt, eine soziale Realität, einen Lebensraum, Erlebensraum, eine Lebenswelt – als erlebbare Welt - hinein geboren. Durch Sozialisation und Enkulturation werden hier über das Erleben von Mit-Menschen, ihren Formen des Denkens, Fühlen, Wollens auf Mikroebenen (Familien), Mesoebenen (Nachbarschaften) und Makroebenen (Volksgruppen) ‚kollektive (soziale) Repräsentationen‘ (Moscovici 1984; Petzold 2003b) erworben. Das Kind wird eingegliedert in eine ‚social world‘ und einen Kulturraum (Petzold 1998, S. 172).

Bei der Erwerbung dieser ‚shared perspectives‘ (Moscovici 1984) enthält die *Inhaltsdimension* kognitive und emotive Aspekte. Werte und Bewertungsparameter schaffen die eine und andere ‚social world‘. Und spätestens bei der *Prozessdimension* kommen auch volitive Aspekte (Willensentscheidungen) dazu (Petzold 1998, S. 316).

3.1 ‚Social world‘ und ‚social worlds‘

Der Begriff ‚social world‘ hat verschiedene Quellen. Er stammt der Sache aus der phänomenologischen Soziologie und schließt an den Lebensweltbegriff des späten Husserl an.

„Die Verbindung des Intersubjektivitätsproblems mit dem der »natürlichen Einstellung« als naiven Seins- und Weltglaubens des natürlichen Bewusstseins führte Husserl in späteren Jahren zur Lehre von der Lebenswelt. Lebenswelt bezeichnet den Typ einfachster menschlicher Orientierung; sie vollzieht sich vortheoretisch, praktisch und in einem überschaubaren Verkehrskreis konkreter Subjekte. Sie erweist sich als eine stets präsente Schicht auch in entwickelteren Formen der Orientierung und bildet genetisch die Vorstufe höherer Entwicklungen. Erst nach Analyse der Lebenswelt als ursprünglichen Welthorizont kann die letzte transzendente Reduktion auf die transzendente Intersubjektivität vollzogen werden.“ (Brockhaus multimedial 2001 CD-ROM).

Dieser äußerst fruchtbare Begriff „Lebenswelt“ wurde in den Human- und Sozialwissenschaften aufgenommen (Grathoff 1978): etwa von Maurice Merleau-Ponty [*1908 - † 1961] mit der Verschränkung der Konzepte Leiblichkeit und Lebenswelt (vgl. Petzold 2004g; Waldenfels 1986; Grathoff, Sprondel 1976; Grathoff, Waldenfels 1987). Er wurde von Aron Gurwitsch [], dem litauischen phänomenologischen Philosophen und Psychologen, dessen „Studies in phenomenology and psychology“ (1966) zum Besten zählen, was über Phänomenologie geschrieben wurde, beeinflusst. Gurwitsch befaßt sich mit dem Problem des Bewußtsein (*conscience*) und dem Feld, in dem es situiert ist und als das es zugleich konstituiert ist. Eine Position, die jeder solipsistischen Bewußtseinstheorie eine Absage erteilt. Die „mitmenschliche Begegnung in der Milieuwelt“ (idem 1977). Das Bewußtsein ist ein *milieu*. In ihm verschränken sich Subjekt und Welt, in einer höchst komplexen Weise. Es ist die „ursprünglichste Organisationsform des Subjektes“ („*la forme d'organisation autochtone du sujet*“ (idem 1957), die seinem relationalen System spezifische raumzeitliche Strukturen gibt. „*Être conscient c'est donc disposer d'un modèle personnel de son monde - Bewußtsein heißt damit über ein persönliches Modell seiner Welt zu verfügen*“, wie Henry Ey (1983), diesen Gedanken ausführt. Ein Modell der Welt als bewußtes zu haben, heißt dann auch, eine Welt als eine Relationalität zu haben, wie sie in Merleau-Pontys genialem Konzept des „être-au-monde“ (vgl. Müller 1975) angesprochen ist. Der bewußtseinsphilosophische Zugang in der gedanklichen Folge von Husserl erhält bei Alfred Schütz [* † 1959) noch eine konkretere Wende ins Soziale mit der Vertiefung des Problems der Intersubjektivität in der Alltagswelt, ihren kollektiven Sinnstrukturen und der Typisierung des sozialen Handelns (Schütz 1932, 1963, 1966; vgl. Luckmann, Schütz 1978; Sprondel, Grathoff 1979). Bei ihm wird einmal mehr deutlich, dass die Lebenswelt eine gemeinsame und geteilte ist, soziale Typisierungen geteiltes soziales Wissen zeigen den „sinnhaften Aufbau der sozialen Welt“, wie er sein Grundlagenwerk betitelt (idem

1932). In Fortführung seines Denkens und Ausarbeitung anderer soziologischer Traditionen schreiben dann Peter Berger und Thomas Luckmann (1970) den Leittext des *sozialen Konstruktivismus*: „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“. Wirklichkeit ist als erkannte schon „konstruierte“, konstruiert nach sozialisationsvermittelten Erkennensrastern, Sinn- und Bedeutungsfolien, die Wahrnehmungs- und Konstruktionsprozesse bestimmen und zugleich in ihnen geschaffen, beeinflusst, modifiziert werden. Ein solcher konzeptueller Rahmen hat für das Verstehen und Verständnis von soziotherapeutischen, psychotherapeutischen und supervisorischen Konstellationen bzw. Prozessen und auch zur theoriegeleiteten Begründung von Interventionen eine enorme Bedeutung, so daß es sehr verwunderlich ist, daß dieser Ansatz und diese Autoren in der supervisorischen Literatur kaum Beachtung finden. Ein letzter Referenzautor in diesem Kontext sei genannt: Jürgen Habermas [*1929]. Habermas (1981) betont, daß die normativen Grundlagen gesellschaftlicher Prozesse in der Sprache – eine Schöpfung kollektiver Kulturprozesse - liegen, und Sprache ermöglicht eine Qualität der Vernünftigkeit, durch die sich soziale Interaktionen und kommunikatives Handeln an reflektierten moralischen Normen orientieren und ethisch begründen lassen. In ihnen kommen z. T. aber auch Materialien aus nicht systematisch reflektierten Hintergrundsüberzeugungen des Individuums bzw. von Gruppen von Individuen zum Ausdruck, d. h. Materialien aus ihrer „Lebenswelt“ zum Tragen, die in die Kommunikation einfließen und diese bestimmen können. Derartige Überzeugungen, Geltungs- und Wahrheitsansprüche können indes - sprachlich gefaßt – Gegenstand von *Diskursen* werden, um in gemeinschaftlichen Reflexionsprozessen zu gemeinsamen Handlungszielen zu finden, wie es Habermas in seiner „Konsenstheorie der Wahrheit“, die Wahrheit als Übereinstimmung in einer idealen Kommunikationsgemeinschaft auffasst (idem 1973; vgl. Dubiel 1992; McCarthy 1978). Rationalität kann sich nach ihm demnach entwickeln und daraus folgt, daß sich Strukturen der Lebenswelt verändern lassen. Petzold hat in seiner Auseinandersetzung mit der phänomenologischen Sozialphilosophie der genannten Autoren, das Konzept der „social world“ für die Integrative Therapie formuliert, wobei der unmittelbare Anstoß die Notwendigkeit war, das Denken *Morenos* um eine symbolisch-interaktionistische und soziaphänomenologische bzw. –hermenutische Dimension zu ergänzen.

Die Arbeiten von Strauss (1978) und von Berger, Luckmann (1970) sind mit den schon genannten Einflüssen hier wohl besonders bedeutsam. Gemeint sind mit dem „Social-World-Begriff“ die ‚*Sichtweisen*‘ eines Menschen, eine Gruppe von Kognitionen und auch seine Weisen zu kognisieren, die er mit einem oder mehreren anderen Menschen teilt und welche diese möglicherweise in einem bestimmten „Netzwerk des Denkens“ miteinander verbindet. - So werden sich zum Beispiel am Geräteturnen Interessierte, Fussballer oder MusikerInnen in einem entsprechenden Verband oder Verein vernetzen, die gleichen Zeitschriften lesen, Fernsehsendungen einschalten als einer „life style community“, einen Begriff, den er in diesem Zusammenhang mit einer spezifischen Bedeutung einführt (vgl. Müller, Petzold 1999) Selbstverständlich hat ein Mensch mehr als eine ‚social world‘. Er kann in verschiedenen Gebieten eine bestimmte Ansicht und ihm in dieser verbundene „Gesinnungsfreunde“ haben. So sprechen wir von den ‚social worlds‘ eines Menschen. Erworben werden die ‚social worlds‘ in erster Linie mit der Sozialisation (siehe oben). Eine grosse Rolle spielt also die ‚Welt‘ als Umwelt und Lebenswelt (Petzold 2000h) in welche das Kind hinein geboren wird.

Stern spricht von der ‚Welt des Kindes‘ (Stern 1992). Petzold differenziert zum ‚Leib-Subjekt in der Lebenswelt und Lebenszeit‘ (Petzold 1993). Er erklärt das ‚Wahr-nehmen‘ der Welt in zwei Perspektiven. Einerseits als eine *transphänomenale Wahrnehmung*, die auf die exakten Naturwissenschaften gerichtet und ein Stück weit objektivierbar ist. Andererseits als eine *phänomenale Perspektive*, jene, die das Individuum subjektiv für ‚wahr nimmt‘, also eine subjektive Wahrheit, eine ‚Sicht der Welt‘, eine ‚social world‘.

Wie oben aufgezeigt, wird das Kind mit dem genetischen Programm geboren, sich rasch die erste ‚social world‘ anzueignen, einen Zugang zum Leben, eine Sicht des Lebens, eine **Lebenssicht**, und sei diese auch noch ohne versprachlichende Worte, einfach als Stimmung oder Atmosphäre vorhanden.

Das Kind wächst, reift, entwickelt neue Assoziationen, bekommt - beeinflusst durch seine *Weltsichten* und *Ansichten* - mehr und mehr *Einsichten* in verschiedene Lebenswelten, es entwickelt seine ‚social worlds‘, spätestens dann, wenn ihm der Besuch bei Verwandten, des Kindergartens, der Schule neue Beziehungen und Sichten bringen.

Zusammen mit anderen Individuen, die sich untereinander verständigen und so eine bestimmte Sichtweise teilen, kommt es zu einer *gemeinsamen Konstruktion von Realität* (Petzold 1998, S. 49). Je nach Inhalt der Ansichten und Einsichten sind diese einzelnen ‚social world‘ durch kulturelle und soziale Lebenswelten zu ‚social worlds‘ verbunden. In diesen ‚social worlds‘ vollziehen sich auch Emotionen. Sie können als Synergene, Synergie-Effekte verstanden werden, aber auch das Gegenteil bewirken, nämlich Divergenz einer Gruppe, die einen Fortbestand dieser ‚social worlds‘ in Frage stellen kann.

Sozialisation geschieht und prägt das Individuum nachhaltig. Und es prallen bereits „Welten“ aufeinander, wenn Kinder unterschiedlicher Sozialisation und Herkunft sich treffen. Daraus können auch neue ‚social worlds‘, neue Sichtweisen und Ansichten entstehen. Es können so innerhalb eines Netzwerkes (Beispiel: Schule) unterschiedliche ‚social worlds‘ (Beispiel: Religion, Ethnien, Sportinteressen etc.) repräsentiert sein.

Und so lebt schliesslich das Individuum in konkreten Kontexten wie dem familiären Beziehungsnetz, dem Lebenszusammenhang wie Schule oder Arbeit und den weiteren Beziehungsnetzen wie Freunden, Vereinen und so weiter.

Lebenswelt (Husserl, Merleau-Ponty), Lebenslage (Thomae), Umwelt (Lewin), Netzwerk (Moreno), social world (Petzold, Strauss), Situation (Thomas), Kontext/Kontinuum (Petzold) sind Begriffe, die eigentlich genauer differenziert und begriffsgeschichtlich und theoriegeschichtlich verortet werden müssen. Das aber ist nicht Ziel dieser Arbeit (vgl. Petzold 2000h). Für diesen Kontext soll, da innerhalb der bestehenden Literatur nur wenige eindeutige und klare Definitionen zum Begriff ‚social world‘ gefunden werden konnten, (ausser der von Unruh 1983, der ‚social world‘ als „unit of shared perspectives“ bezeichnet), hier die Definition von Hilarion Petzold aufgeführt werden, der das Konzept im integrativen Rahmen spezifisch weiterentwickelt hat (Petzold, Petzold 1991). In einem von Christa Kolodej geführten Interview, das unter dem Titel ‚**Integrative Beratung, differentielle Konflikttheorie und komplexe soziale Repräsentationen**‘ in der Internetzeitschrift „Supervision“ publiziert wurde (Petzold 2003b), hielt er fest:

Unter **social world** verstehe ich die „von einer sozialen Gruppe ‘geteilte Perspektive auf die Welt’, eine ‘Weltsicht’ (mit ihren belief systems, Wertvorstellungen, Basisüberzeugungen im Mikro- und Mesobereich), eine ‘Weltanschauung’ im (Makro- und Megabereich). **Soziale Welten** in Makrobereichen prägen etwa über einen ‘Zeitgeist’ Mikro- und Mesobereiche entweder konformierend – man stimmt zu - oder divergierend – man lehnt sich auf, stemmt sich gegen die Strömungen des Zeitgeistes. Sozialwelten formieren sich in Gesprächs- und Erzählgemeinschaften in Prozessen kollektiver Interpretationsarbeit bzw. Hermeneutik“ (Petzold 2000h).

Dahinter steht das Konzept der „mentalen Repräsentationen“ von Serge Moscovici.

„Soziale Repräsentationen sind ein System von Werten, Ideen und Praktiken mit einer zweifachen Funktion: einmal, um eine Ordnung herzustellen, die Individuen in die Lage versetzt, sich in ihrer materiellen und sozialen Welt zu orientieren und sie zu beherrschen, zum anderen um zu ermöglichen, daß zwischen den Menschen einer Gemeinschaft Kommunikation stattfinden kann, indem ihnen ein Code zur Verfügung gestellt wird für sozialen Austausch und ein Code für ein unzweifelhaftes Benennen und Klassifizieren der verschiedenen Aspekte ihrer Welt und individuellen Gruppengeschichte.“ *Serge Moscovici* (1976)

Dieses Konzept wurde von Petzold (z. B. in 2003b) erweitert. Für den **kollektiven Bereich** in sozialen Gebilden wie sozialen Netzwerken, dient das Konzept „**sozialer**“ bzw. „**kollektiv-mentaler Repräsentationen**“, die natürlich auch, da sie individuell „verkörpert“ sind, die „subjektiven Theorien, Gefühle und Willensregungen“, d.h. die „**subjektiv-mentalen Repräsentationen**“ durchfiltern, dazu, Dynamiken in Netzwerken und Gruppen besser zu verstehen. Solche Dynamiken begegnen uns in Beratung, Therapie, Supervision allenthalben. Nachstehend der Text der zentralen Definition:

»**Komplexe soziale Repräsentationen** – auch „**kollektiv-mentale Repräsentationen**“ genannt - sind Sets kollektiver Kognitionen, Emotionen und Volitionen mit ihren Mustern des Reflektierens bzw. Metareflektierens in polylogischen Diskursen bzw. Ko-responsenzen und mit ihren Performanzen, d.h. Umsetzungen in konkretes Verhalten und Handeln. Soziale Welten als *intermentale* Wirklichkeiten entstehen aus *geteilten Sichtweisen* auf die Welt und sie bilden geteilte Sichtweisen auf die Welt. Sie schließen Menschen zu Gesprächs-, Erzähl- und damit zu Interpretations- und Handlungsgemeinschaften zusammen und werden aber zugleich durch solche Zusammenschlüsse gebildet und perpetuiert – rekursive Prozesse, in denen soziale Repräsentationen zum Tragen kommen, die wiederum zugleich narrative Prozesse *kollektiver Hermeneutik* prägen, aber auch in ihnen gebildet werden.“

In dem, was sozial repräsentiert wird, sind immer die jeweiligen Ökologien der Kommunikationen und Handlungen (*Kontextdimension*) zusammen mit den vollzogenen bzw. vollziehbaren Handlungssequenzen mit repräsentiert, und es verschränken sich auf diese Weise Aktional-Szenisches und Diskursiv-Symbolisches im zeitlichen Ablauf (*Kontinuumsdimension*). Es handelt sich *nicht* nur um eine repräsentationale Verbindung von Bild und Sprache, es geht um Filme, besser noch: dramatische Abläufe als Szenenfolgen oder - etwas futuristisch, aber mental schon real - , um *sequentielle Hologramme*, in denen alles Wahrnehmbare und auch alles Vorstellbare anwesend ist. Verstehensprozesse erfordern deshalb (Petzold 1992a, 901) eine diskursive und eine aktionale Hermeneutik in Kontext/Kontinuum, die Vielfalt konnektiviert und Bekanntes mit Unbekanntem verbindet und vertraut macht.« (Petzold 2000h).

In den kollektiven Repräsentationen sind Kollektive von Individuen mit ihrer „*intermentalen Wirklichkeit*“ (Vygotsky) repräsentiert und in der „*intramentalen Wirklichkeit*“ von Individuen ist das Denken, Fühlen und Wollen von Kollektiven präsent. Die Praxisrelevant solcher Konzepte sei an einem Beispiel verdeutlicht:

3.2 Zum Beispiel Nicole und Sofia

Nicole ist das Kind geschiedener Eltern und wächst bei der Grossmutter auf. Sie ist ein Einzelkind. Sie wird beeinflusst und geprägt von den Lebenswelten ihrer Grossmutter, ihres Vaters, ihrer Mutter. Nicole leidet an einer Zystischen Fibrose, was ihre Weltsicht zusätzlich auf eine besondere Art beeinflusst und prägt.

Sofia ist die Tochter einer Soziologin und eines Medizinprofessors. Ihre ältere Schwester studiert Medizin. Sie wird optimal gefördert. Auch ihre Welt spielt sich in ganz bestimmten Kreisen und Bahnen ab. Wissen, Bildung und Lebensstil, ‚social worlds‘ der Eltern beeinflussen und prägen ihre ‚social worlds‘.

Einmal im Jahr führe ich die beiden Kinder zusammen. Abwechslungsweise dürfen sie ein Ausflugsziel wählen, sei es der Besuch des Bärengrabens in Bern, eines Tierparks, des Verkehrshauses in Luzern oder ein Kinobesuch. Die Kinder finden sich stets, tauschen ‚ihre Welten‘ aus, verbünden sich in gewissen Themen und verbringen zusammen einen ‚Freundinnen-Tag‘. Zu Weihnachten schenke ich ihnen jeweils ein Album mit den Fotos zum Jahresausflug, das heisst, ich versuche, das Memorieren der Erlebnisse mit Bildern zu unterstützen.

Warum ich das tue? Erstens, ich liebe Kinder. Zweitens möchte ich die zwei so unterschiedlichen Lebenswelten zusammenbringen, weil ich sicher bin, dass sich die Kinder gegenseitig bereichern. Und drittens, wer weiss, vielleicht erzählen mir Nicole und Sofia, wenn sie erwachsen sind, ob und wie sich ihre Ansichten, ihre ‚social worlds‘ durch diese jährlichen Begegnungen veränderten oder beeinflussten.

Nach diesem kurzen Ausflug in konkrete ‚Kinder-Lebenswelten‘ zurück zu meinem Vorhaben, ‚social networks‘ von unten her anzuschauen, von der Entstehung der ersten Weltsicht, der ‚social world‘, zur Entwicklung mehrerer Weltsichten, der ‚social worlds‘ bis hin zur sozialen Vorstellungswelt, zu den Kontakten, die ein erwachsener Mensch aufgrund seiner ‚social worlds‘ pflegt, zu seinen Beziehungen, seinem sozialen Netz, welches, wie wir sehen, geprägt ist von unglaublich komplexem Geschehen, von tausend Faktoren und mehr, von Stimmungen, von der Entwicklung der Lebenssichten und Lebenswelten, von kulturellen Bedingungen, der Gedächtnisse, Begabungen, Förderungen, Charakterneigungen, Sozialisation, ökonomischen und ökologischen Faktoren und so fort.

3.3 Intergenerationale Kompetenz – ein Navigieren zwischen social worlds

Wenn Kinder mit Erwachsenen verschiedener Generationen – ihren Eltern, ihren vielleicht wesentlich älteren Cousins, ihren Großeltern, Paten – im Kontakt sind, so lernen sie in der Beobachtung ihres Verhaltens, ihrer Art des Kommunizierens mit dem Kinde, aber auch untereinander andere „social worlds“ kennen – ohne daß sie alles vollauf verstehen, was sie wahrnehmen. Aber Szenen sind ja immer überdeterminiert, enthalten immer mehr, als die Erlebenden in situ erfassen, da sie aber holographisch und modalspezifisch abgespeichert und im Gedächtnis archiviert werden, kann sich bei über die Zeit gewachsener „Sinnerfassungskapazität“ auch noch Jahre später ein erweiterter Sinn aus der abgespeicherten Szene in der Erinnerung erschließen. Dieses Wissen wird für den heranwachsenden und alternden Menschen von größter Bedeutung,

erhält er doch schon durch frühe Sozialisationsprozesse als Kind – etwa im Umgang mit den Großeltern – ein Wissen über das Altern und Altsein, das ihm hilft über sein Leben hin mit älteren und alten Menschen angemessen zu kommunizieren und auch sich selbst als Alternder besser zu verstehen. Eines Tages alt geworden, weiß er sich in den „social worlds“ alter Menschen und in gewandelten Lebenswelten zu orientieren. Wenn er gute Altersvorbilder verinnerlichen konnte hat er damit „Freunde von Innen“ gewonnen, wenn er Negativsterotype und schlechte Altersvorbilder verinnerlichen mußte, kann er damit auch „Feinde von Innen“ (Petzold 1985f) erworben haben, die zu seiner „inneren social world“ gehören und ihn behindern können – bis zur Selbststigmatisierung. Deshalb müssen Altersbilder reflektiert, angespürt, überprüft werden, um sie notfalls zu verändern, um nicht – wird man alt – von ihnen unbewußt gesteuert und geprägt zu werden mit ggf. negativen Auswirkungen.

Petzold (1985f) hat aus seiner eigenen Kindheitserfahrung mit alten Menschen über diesen Prozess des Gewinns „intergenerationaler Erfahrung“, der Verinnerlichung positiver Altersvorbilder, die er erleben durfte, berichtet. Natürlich ist solche Erfahrung immer wieder auch sehr spezifisch, an „social worlds“ im **Mikrobereich** – etwa der eigenen Familie und ihrer Tradition, des eigenen Quartiers oder Dorfes – gebunden. Aber es gibt natürlich auch den **Mesobereich** „**Meso-Social-Worlds**“ – die Westschweiz oder die Ostschweiz, das Rheinland oder die Waterkant. Und natürlich ist auch die **Makro-Social-World** etwas besonderes: der „Zeitgeist“ des Wilheminschen Kaiserreiches, des „Dritten Reiches“ usw. Petzold (1989f) hat „*Zeitgeistphänomene*“ in seiner Theoriebildung immer große Beachtung geschenkt. Sie prägen das Sozialisationsgeschehen von Generationen, ihr Lebensgefühl, ihre Weltsicht, ihre „verinnerlichten social worlds“, die – auch wenn die „Zeiten sich ändern“ – im Gedächtnis aufgehoben werden als die „gute alte Zeit“, die das Leben „hier und heute“ durchaus noch bestimmen kann. Auch mit Blick auf die Kontinuumsdimension durch die im Gedächtnis aufgehobenen vergangenen, aber erinnerungskonkret durchaus gegenwärtigen „social worlds“ kann man und muß man diesen Begriff im Plural gebrauchen. In der Kommunikation mit alten Menschen bekommen Junge auch immer wieder über Erzählungen mit ihren Bildern und Atmosphären, wie sie in einer intensiven „narrativen Qualität“ guter „Erzählklimata“ in lebendigen „Erzählgemeinschaften“ aufkommen, „vergangene Welten“ erschlossen. Die Erzähltheorie und narrative Praxis des Integrativen Ansatzes hat sich das zu Nutze gemacht (Petzold 2003g) in Formen aktiver Biographiearbeit in therapeutischen und agogischen Kontexten und Praxisfeldern (Petzold, Müller 2004a, b). Dem Miteinander von Generationen kommt deshalb große Bedeutung zu, um für sich und für andere das zu erwerben, was Petzold als „**intergenerationale Kompetenz**“ bezeichnet hat. Heute, einer Zeit zunehmender Langlebigkeit wird immer häufiger die Situation eintreten, daß man Menschen aus drei oder vier Generationen begegnet. Darin liegen Probleme, aber auch Chancen: so viele Zeitzeugen als unterschiedlichsten Ländern hatte noch keine Epoche vor uns Menschen des 21. Jahrhunderts. An uns wird es liegen, diese Chance zu nutzen, zwischen die vielfältigen „social worlds“ in der horizontalen und vertikalen Ebene zu reisen. Und um dabei gut „*navigieren*“ zu können – *navigieren*, auch ein wichtiger Begriff des Integrativen Ansatzes (Petzold, Orth, Sieper 2000) – ist es wichtig, sich um die Kommunikation und Interaktion mit Menschen der verschiedensten

Altersgruppen aktiv zu bemühen, denn darin liegt ein großer Reichtum. Für Menschen von heute, auch die „Alten von heute“ und die Jungen heutzutage, könnte das sich leichter erschließen, wenn sie sich darum bemühen. Petzold hat das am Beispiel der sogenannten „neuen Alten“ – der jetzt Sechzigjährigen – verdeutlicht:

»Diese „**kompetenten Alten**“ beherrschen die neuen Kulturtechniken der elektronischen Medien, nutzen das Internet, ja könnten den Cyberspace mit ihrem Know-How durchaus nachhaltig beeinflussen und es ist die Frage, ob sie mit diesen über eine lange Lebensarbeitszeit erworbenen **Kompetenzen** nicht in der Lage sind, verinnerlichte Negativbilder über das Alter zu erkennen und den „*Feind von Inner*“ nicht zum Zuge kommen zu lassen, damit Alt und Jung „auf Augenhöhe“ und wechselseitigem „Respekt“ miteinander reden, planen, handeln können in einer Ausübung von **intergenerationaler Kompetenz**.

Intergenerationale Kompetenz ist ein wechselseitiges Wissen unterschiedlicher Altersgruppen und ihrer Mitglieder um die „mental Welten“, d. h. die Bedürfnisse, Lebensstile, Ängste, Stärken, Schwächen, Ressourcen, Defizite usw. der jeweils anderen Altersgruppe und die Bereitschaft, erkennbar werdende Wissens- und Verstehensdefizite über die Anderen (Grundlage von vorhandenen oder potentiellen Verständnishindernissen) in Ko-responsenden, Polylogen, Gesprächs- und Erzählgemeinschaften aufzufüllen. - **Intergenerationale Performanz** ist das Beherrschen unterschiedlicher Interaktions- und Kommunikationsweisen und ihre Umsetzung in einer respektvollen und wertschätzenden Form, um Diskurse zwischen den Generationen in einer weiterführenden und fruchtbaren Weise zu realisieren zu voranzubringen. (Petzold 2004a)

„Respekt“ ist ja eine keineswegs ungefährdete Qualität menschlichen Miteinanders (Sennett 2002). Genauso wie der Mythos vom „*inkompetenten Säugling*“ dekonstruiert werden mußte und durch ein Konzept des „**kompetenten Säuglings**“ ersetzt wurde ... , muß der Mythos vom „*inkompetenten Alter*“ durch das Konzept der „**kompetenten alten Menschen**“ ersetzt werden, was auch das Verfügen über „intergenerationale Kompetenz“ (sie wird z. B. in Großeltern-Enkel-Interaktionen plastisch) beinhaltet.« (Müller, Petzold 2004b).

Derartige Überlegungen sind für Therapie, Beratung und natürlich für Supervision von herausragender Bedeutung und haben die Konzepte einer „klinischen Sozialpsychologie“, eine Idee, die von Petzold 1971 in seiner Antrittsvorlesung neben der einer „philosophischen Therapeutik“ entwickelt wurde im Hintergrund: Konzepte wie die „geteilter sozialer Welten“, einer „geteilten Welt-Anschauung“, auf deren Grundlage „geteilte Werte“ gelebt und verwirklicht werden können, Menschen sich und ihr Leben als „Verwirklichung von Hominität, ihrer menschlichen Natur“ begreifen können und Therapeuten ihre Arbeit als eine Form „angewandter Anthropologie“ sehen lernen. Einge dieser Konzepte seien nachstehend noch präzisiert.

4 Konzepte

Ein weiteres Netz von Bezügen findet sich in jedem Gehirn eines jeden einzelnen Individuums, denn jedes Gehirn steht ja mit anderen Gehirnen in Kommunikation, so daß man in der Integrativen Therapie und Supervision auch von „social brains“ spricht (Petzold 2003a) und mit Freeman (1995) eine „society of brains“ denkt. Durch unsere Gehirne wird beständig unbewusst daran gearbeitet – mit wachsender „Sinnerfassungs-, Verarbeitungs- und Sinnschöpfungskapazität“ (Petzold 2003a), in den Dingen eine gewisse Ordnung zu erkennen: Das geschieht durch das „neuronale Unbewusste“. Dieses etabliert ein *inkomplexes Netz von Konzepten*‘ (Petzold 1998, Band 1, Seite 280). Aber auch vom Bewusstsein her ist es uns Hilfe, Konzepte zu haben, und aus ihnen das eine oder andere auszuwählen, um Ordnungen in komplexen Gegebenheiten zu erkennen. Im Zusammenhang mit dem Titel dieser Arbeit wähle ich drei Konzepte aus, die ich näher beschreiben will. Soziale Netzwerke können vom theoretischen Standpunkt her nämlich aus verschiedenen Perspektiven betrachtet werden. Erstens

beschreibe ich hier ein Konzept, welches das *Individuum mit seinem Kontext* zuordnet, indem es in entsprechende **Gruppierungen** unterteilt, dann zweitens jenes, welches *Intersubjektivität zwischen Individuen* mit berücksichtigt, das **Ko-respondenzmodell** und drittens schliesslich das, welches die *Identität des Individuums* mit einbezieht, nämlich die **Zweite Säule des Identitätskonzepts** von Petzold (1993) .

4.1 Gruppierungen

Als **Mikrogruppierung**, auch Mikronetzwerk, kann zum Beispiel die Familie betrachtet werden. Eine kleine Einheit von Individuen, welche oft Ansichten teilen, sei es in politischer oder anderer Hinsicht, dann haben wir auch zugleich eine „micro-social-world“. Es können aber gerade in einer Familie auch mehrere „micro-social-worlds“ anwesend sein: die Familientraditionen und – eigenheiten der „Müllers und der Meiers“, unterschiedliche Schichten Sie Akademikertochter mit Abitur, er Arbeiterkind. Ebenfalls eine kleine Einheit von Individuen ist eine Supervisionsgruppe oder ein Team. Solange sich die Individuen einer solchen ‚micro-social-world‘ einigermassen einig sind und keine ‚social world‘ eines Individuums die eines andern zu sehr kontrastiert, bleibt es in dieser Formierung *eine* ‚micro-social-world‘ von hinlänglicher Homogenität. Je nach Ähnlichkeit oder Verschiedenheit der „Auffassungen und Ansichten“ werden die Kommunikations- und Interaktionsmöglichkeiten bestimmt, was sich auf die Teamarbeit nachhaltig auswirkt (Petzold 1998, S. 128).

Zu einer **Mesogruppierung** zählt zum Beispiel ein Berufsverband, ein Fachverband, aber auch ein Familientreffpunkt etc. Übergeordnete gemeinsame Perspektiven verbinden die ‚micro-social-worlds‘ zur ‚meso-social-world‘. Weil hier vielleicht bereits unterschiedliche Lebenswelten zusammen kommen, die mit der einen verbindenden Perspektive nichts zu tun haben, ist ein ‚Toleranzspielraum‘ für Differenzen und Divergenzen der einzelnen ‚micro-social-worlds‘ nötig (Petzold 1998, S. 115).

Als **Makrogruppierung** umgibt die ‚macro-social-world‘ Mikro- und Mesowelten. Wie ein Schutz vor zu starkem Zusammenprallen verschiedener Welten ist zum Beispiel eine standespolitische Organisation oder eine Gewerkschaft da, um zu starke Divergenzen abzufedern und so zu synchronisieren, dass von allen beteiligten Individuen, anderen Sichtweisen gegenüber, eine Toleranz oder gar eine Akzeptanz erbracht werden kann. Dies ist auch immer eine Chance fürs Individuum, die eigene Lebenssicht exzentrisch und selbstreflexiv zu betrachten, zu überprüfen und vielleicht sogar zu verändern.

4.2 Ko-respondenzmodell

Das Ko-respondenzmodell als Konzept des Integrativen Ansatzes wurde von Petzold u.a. als Beitrag zur Methodenfrage in der Integrativen Therapie erarbeitet (Petzold 1993, Band 1, S. 21). Ko-respondenz, das bewusst in zwei Teile zerlegte und mit Bindestrich wieder zusammengefügte Wort will sagen, dass es sich um *‚eine Form intersubjektiver Begegnung und Auseinandersetzung über eine relevante Fragestellung einer gegebenen Lebens- und Sozialwelt‘* handelt (Petzold 1991).

Metatheoretisch gründet dieser integrative Ansatz im anthropologischen und kosmologischen Axiom, welches besagt, dass ‚Sein‘ ohne ‚Mit-Sein‘ nicht möglich ist, ja, ‚Sein‘ nicht losgelöst

sein kann von lebens- und sozialweltlichen Bezügen. ‚Sein‘ impliziert also Lebenswelten, ‚social world‘ und ‚social worlds‘, welche ihrerseits vom Kontext und Kontinuum, in welchem das Individuum steht, geprägt sind. ‚Sein‘ ist nicht möglich ohne intersubjektive Beziehungen.

Der Prozess zwischen ‚Seienden‘, der Ko-respondenzprozess bewirkt, dass die Individuen ihre Sichtweisen reflektieren und wenn nötig und/oder möglich verändern. Diskurse finden statt, artikulieren sich in gesellschaftlichen Räumen, die von den jeweils geltenden Werten, Normen und Weltanschauungen bestimmt sind. Man könnte auch von ‚kollektiven Kognitionen‘ sprechen, was wiederum gleichbedeutend ist mit den ‚social worlds‘ (Petzold 1998, S. 125).

Auch dieses Konzept zeigt die Komplexität der Lebenswelten mit ihren „social worlds“ auf. ‚Social worlds‘ sind nie etwas Starres, Endgültiges. Sie unterliegen einem Prozess wie alles, wie letztlich auch die ‚social networks‘ der Individuen, die von den Individuen selbst aber auch von den Gruppierungen (siehe oben) ständig beeinflusst, geformt und neu geprägt werden, was einmal mehr Heraklits ‚Alles fließt‘, ein Axiom des Integrativen Ansatzes, in Erinnerung ruft.

4.3 Die zweite Identitätssäule

Das Konzept der fünf Identitätssäulen von Petzold (1993) eignet sich mit seiner zweiten Säule besonders, hier erwähnt zu werden. Diese zweite Säule fragt nach der Sozialisation, dem sozialen Netz eines Individuums, zeigt auf, dass das ‚social network‘ mit seinen verschiedenen „social worlds“ für die Identität eine wichtige Rolle spielt. Es muß ganz klar gesehen werden, daß Identität keineswegs nur durch die Netzwerke als solche bestimmt wird, sondern, wie Petzold (Hass, Petzold 1999; Petzold 2003b) immer wieder deutlich macht, durch die „social worlds“ in den Netzwerken, die das für Identitätsprozesse konstitutive Attributionsgeschehen nachhaltig bestimmen. Die Antworten auf die Fragen, ob ein Mensch Familienmitglieder hat, bei denen ihm wohl ist, einen verlässlichen Freundeskreis, der ihm in Notsituationen beisteht und wo das ein *geteilter Wert* ist ob er grundsätzlich geliebt und getragen ist, ob er im Kindesalter entsprechend schwierige Verhältnisse hatte, so dass sein Vertrauen in ein soziales Netz und die von ihm getragene Wertewelt klein blieb, lassen erahnen, wie stark sein soziales Netz trägt, wenn es von tragfähigen „social worlds“ bestimmt ist. Dies hängt nicht zuletzt damit zusammen, ob ein Mensch auch seelisch gut genährt ist oder nicht, und ob, falls nötig, eine Nachnahrung, eine Nachsozialisation – und die ist immer auch Wertevermittlung - möglich ist. Dies alles wird eine Rolle spielen bei der Frage, was er selber für das Netz anderer und ihre Wertewelt beitragen kann. Und das scheint mir wichtig genug, um diese zweite Säule des Identitätskonzepts hier hervorzuheben.

Abschliessend zu den drei Konzepten möchte ich zusammenfassend festhalten: Individuen gehören in ein soziales Netz und sind in diesem mit „mental Welten“ anderer verbunden, sie sind selber auch Knotenpunkte und Teil des Netzes, und deshalb wichtig für das soziale Netz anderer und das jeweils auch mit den „social worlds“, die sie repräsentieren.

5 Bedeutung für die Praxis der Supervision

Zum differenzierten Verständnis der Handlungsfelder und Handlungsperspektiven eignet sich das ‚*Systems Approach to Supervision*‘, ein von Holloway (1995) vorgeschlagenes Modell mit zehn Variablen, welches von Petzold (1998) um fünf weitere Variablen zum ‚*Dynamic Systems Approach to Supervision*‘ erweitert wurde. Die Ergänzung durch Petzold erfolgte mit der Begründung, Holloways Modell fehlten die direkten Feldvariablen, die Kontinuumsdimension (relevante historische Diskurse) und die Prozessdimension (institutionelle Kontexte der zu supervidierenden Felder). Petzold streute seine fünf Variablen, welche Holloways Modell für den integrativen, mehrperspektivischen Ansatz kompatibel machen, an den passenden Orten ins bestehende Modell ein. Seine Variablen sind deshalb die Nummern zwei, sechs und acht sowie zwölf bis fünfzehn.

Hier sollen nun also *die fünfzehn Variablen* kurz umschrieben werden. Sie untermauern die theoretischen Überlegungen und stellen den Bezug zur Praxis her, denn Supervision ist, wie Petzold (1998, Seite 28) zum supervisorischen Handeln sagt: „... *ein praxisgerichtetes Reflexions- und Handlungsmodell, um komplexe Wirklichkeit mehrperspektivisch zu beobachten, multitheoretisch zu integrieren und methodenplural zu beeinflussen.*“ Die Variablen können Hilfe sein, theoretisches Wissen in Praxis umzusetzen, *Kompetenz zur Performanz* zu bringen.

5.1 Variablen im Feld der Supervision

5.1.1 Supervisions-Beziehung

Bei der ersten Variable handelt es sich um die *Beziehung zwischen Supervisor und Supervisand*. Diese Variable ist, unabhängig von der Art des Settings, *Kernstück der supervisorischen Arbeit*. Denn am Anfang geht es um Beziehung und die muss vertrauensvoll und gut sein, muss eine intersubjektive Qualität aufweisen, welche Supervisionsarbeit überhaupt erst möglich macht. Im Zentrum steht also die eigentliche Beziehung, welche für das Erkennen von Problemen, für die nötige Reflexion, für die Diskurse zwischen Supervisor und Supervisand, von zentraler Bedeutung ist und zum Verstehen und wenn nötig zum Handeln führt. Supervisor und Supervisand gehen dafür ein *Arbeitsbündnis* ein.

5.1.2 Feldvariable

Supervision erfolgt mit Supervisanden, die in einem bestimmten Feld arbeiten. Je nach Spezifität des Feldes, nach der Themenzugehörigkeit (zum Beispiel Vereinswesen, Krankenhauswesen, Drogenarbeit, Heimwesen etc.) ist spezifisches Wissen beim Supervisor nötig. Er muss über die entsprechende *Feldkompetenz* verfügen. Wissen über ökologische, politische und kulturelle Bedingungen eines Feldes sind auf einer Metaebene und im Kontinuum nötig, das heisst, die Frage, ‚Wie hat sich ein bestimmtes Feld entwickelt?‘, muss beantwortbar sein.

5.1.3 Institutions- und Organisationsvariable

Der Feldvariable verwandt ist die Institutions- und Organisationsvariable, allerdings eine Stufe näher bei der Basis, also einer Mikroebene. Der Supervisor muss wissen, was eine bestimmte Institution (zum Beispiel Krankenhaus, Gefängnis, Altersheim, Jugendheim, Erziehungsheim etc.) für Bedingungen hat. Er muss das Organigramm kennen, um die Beziehungen des Supervisanden zu Vorgesetzten, KollegInnen und Untergebenen verstehen zu können.

5.1.4 Supervisorenvariable

Zwischen Supervisor und Supervisand besteht insofern ein Gefälle, als der Supervisor über die nötige Kompetenz verfügen muss. Seine Persönlichkeit, seine Fähigkeit, in andere Rollen zu schlüpfen, seine Empathie und Vertrauenswürdigkeit sind Grundlage dafür, dass eine Supervision gelingen kann.

5.1.5 Funktionsvariable

Diese Variable umschreibt eigentlich die Performanz, zunächst des Supervisors. Was der Supervisor an Kompetenz hat und dem Supervisanden weitergibt als Wissen, aber auch als Rat, wird in der Praxis vom Supervisanden umzusetzen sein. *Kompetenz wird zu Performanz*. In diesem Prozess ist es die Aufgabe des Supervisors, bestimmte Funktionen (wieder die ersten fünf von Holloway vorgeschlagen und mit weiteren fünf von Petzold ergänzt) zu erfüllen, wie:

- Begleiten, Bewerten
- Unterweisen, Anweisen
- Modell sein (Vorbildfunktion)
- Beraten
- Unterstützen

- Metabeobachtung
- Metareflexion
- Kompetenz- und Performanzförderung
- Bereicherung der persönlichen und professionellen Arbeit (was ich persönlich eher als Ergebnis denn als Funktion betrachte)
- Stärkung des professionellen Selbstbewusstseins und der persönlichen Souveränität

Zu ergänzen ist, dass von Petzold die *Metareflexion* als *die bedeutendste Funktion der supervisorischen Arbeit* genannt wird. Das ‚Überschauen des Überschauten‘, vielleicht vergleichbar mit dem Blick in den Spiegel, hinter dem ein weiterer Spiegel ist, was erstens das seitenverkehrte Spiegelbild berichtigt und zweitens einen Blick von hinten bzw. von der Seite erlaubt, was bei eindimensionalem Blick unmöglich ist.

5.1.6 Methodenvariable

Diese Variable meint *technische Faktoren*, das heisst, die *Wahl der Methode bzw. der Methoden* durch den Supervisor, die Supervisorin. Eine verbale Technik allein erfordert mehr Hirnleistung und wahrscheinlich auch mehr Zeit, um eine Metareflexion zu erreichen, als eine aktionale Technik. Arbeitet der Supervisor, die Supervisorin auch mit Methoden wie Rollenspiel, kreativen Medien etc., ist es für den Supervisanden in vielen Fällen einfacher, rasch Zusammenhänge zu erkennen.

5.1.7 Variable Beratungbeziehung

Genau wie die Beziehung zwischen Supervisor und Supervisand (siehe 5.1.1) ist auch die *Beziehung zwischen dem Supervisanden und seinen KlientInnen bzw. PatientInnen* zentraler Faktor des supervisorischen Prozesses, wiewohl für den Supervisor auf einer anderen Ebene als für den Supervisanden oder die Menschen, welche diesem anvertraut sind oder mit welchen er zusammenarbeitet. Der Supervisor braucht auch hier eine Metasicht, um allfällige Übertragungen, Gegenübertragungen, Widerstände etc. auf allen Personenebenen erkennen zu können.

5.1.8 Effektvariable

Die *Ergebnisse einer Supervision*, die sogenannten *Effekte*, haben eine Rückwirkung auf den Supervisionsprozess. Diese Variable ist in diesem Sinne auch eine technische Variable. In der Beschreibung sind zwar Misserfolgsergebnisse und Erfolgsergebnisse nicht explizit erwähnt, doch gehe ich davon aus, dass sowohl positive als auch negative Effekte, also Erfolgs- wie auch Misserfolgsergebnisse, ähnlich einem Regelkreis, die Prozesse auf allen Ebenen beeinflussen.

Auf einer *Metaebene* kann, ja muss *Wirksamkeit erforscht* werden, um gute Ergebnisse -aus dem Wissen von Erfolgsergebnissen- durch gezieltes Handeln zu vermehren.

Je mehr wir über die Effektivität von supervisorischem Handeln wissen, desto grösser wird der Fundus der Forschungsergebnisse, und desto bekannter und anerkannter müsste Supervision als universitäre Disziplin werden.

5.1.9 Aufgabenvariablen

Holloway hat folgende fünf Aufgaben, die der Supervisor, die Supervisorin innehat, als den Supervisionsprozess bestimmend und die Beziehung zwischen Supervisor und Supervisand beeinflussend vorgeschlagen:

- Förderung von Beratungsfertigkeiten
- Strukturierung der Klientensituation
- Handhabung der professionellen Rolle
- Förderung der emotionalen Bewusstheit
- Selbsteinschätzung

Petzold ergänzt folgende vier Aufgaben:

- Handhabung der Berater-/Klient-Beziehung und deren Psychodynamik (Handhabung von Übertragung, Gegenübertragung, Widerstände, Abwehr)
- Handhabung der eigenen Psychodynamik (Eigen- und Gegenübertragung, eigener Weg: Variationen)
- Förderung der Fähigkeiten zur theoretischen Erklärung des Geschehens
- Förderung des Verständnisses von Kontexteinflüssen

5.1.10 Supervisandenvariable

Der Supervisand, die Supervisorin, beeinflusst als Person den Supervisionsprozess ganz massgebend, einerseits als Persönlichkeit mit ihren Stärken, Schwächen und Copingstrategien, andererseits durch die *professionelle Qualifikation*, welche professionelle Kompetenz und Performanz optimiert.

Schliesslich spielt auch das Feld, zu welchem das Individuum vom Beruf her gehört, welches es von der *Berufsidentität* her prägt (Dritte Identitätssäule: Petzold 1993 Seite 1037), eine wichtige Rolle für den Supervisionsprozess. Gemeint ist die Person als Therapeutin, Berater, Krankenpfleger, Manager, Personalchefin, Heimleiter etc.. Diese Variable meint auch *Persönlichkeitsentwicklung*, wobei hier, wenn es gut läuft, auf allen Ebenen inneres Wachstum möglich ist.

5.1.11 Klienten-/Patientenvariable

Im Prinzip ist *der Patient, die Klientin, Hauptperson im Supervisionsprozess*. Er, sie ist der Grund, weshalb ein Supervisand die Supervisorin aufsucht. Die Lebenswelt mit den ‚social worlds‘ des Klienten, seine Persönlichkeit, aber auch die Art seiner Störung oder seines Problems, stehen im Zentrum. Supervisorin und Supervisand versuchen, ihn mehrperspektivisch zu verstehen, damit der Supervisand genügend Klarsicht bekommt, seinen Klienten, Patienten förderlich zu begleiten. Dass dabei die ‚social worlds‘ von Supervisorin und Supervisand ebenfalls eine wichtige Rolle spielen, dass in diesem Prozess auch bei ihnen, insbesondere aber beim Supervisand, (dank Exzentrizität und Selbstreflexion) persönliches Wachstum möglich wird, ist eine ‚wunderbare Nebenwirkung‘ von Supervision.

5.1.12 Sozial-Netzwerk-Variable

Auch bei dieser Variable steht *der Patient, die Klientin* im Mittelpunkt, und zwar mit seinem *sozialen Netzwerk* und der dazugehörigen mikroökologischen Situation, in der er lebt, sowie mit den ‚social worlds‘, die in den Netzwerken zum Tragen kommen. Arbeit mit Patienten, Klientinnen, Supervisanden, ist immer auch *Arbeit in Netzwerken* mit ihren Wertewelten und kollektiven mentale Repräsentationen. Die Therapeutin, der Berater, wird Teil des Netzwerkes der Klientin, des Patienten. Die Supervisorin wird Teil des Netzwerkes des Supervisanden, der

Beraterin. Die vorfindlichen, ggf. unterschiedlichen ‚social worlds‘ müssen dabei im Sinn des ‚Mehrebenenmodells‘ (Petzold 1994a) berücksichtigt werden.

Da sich diese Arbeit den Konzepten der ‚social networks‘ widmet, sei hier betont, dass diese Variable ein hohes Mass eines differenzierten Blicks (Überblick = Supervision) von seiten des Supervisors bedarf, die Netzwerkdynamik aller Beteiligten so gut als möglich zu erkennen, zum Beispiel Beziehungsprobleme des Klienten von solchen des Supervisanden und eigene auseinander zu halten. Das ist deshalb wichtig, weil verschiedene Lebenswelten (‚social worlds‘) aufeinander prallen können. Die Betrachtung der je eigenen Welt, der unterschiedlichen ökologischen Situationen, muss Gegenstand der Betrachtung sein, um die Lebenswelten klar auseinander zu halten, ja um Übertragungen und Gegenübertragungen zu erkennen.

5.1.13 Sozio-ökonomische Situation (global)

Auch diese Variable betrifft hauptsächlich den Patienten, die Klientin. Es geht *um globale Faktoren* wie wirtschaftliche Lage eines Landes, eines Ortes, Gesundheitspolitik und so fort. Selbstverständlich sind solchermaßen übergeordnete Faktoren massgebend für alle Ebenen, haben diese Bedingungen auch einen Einfluss auf die Lebenswelten von Supervisandin und Supervisor. Rezession kann auch Institutionen treffen. Ein eindrückliches Beispiel dafür sind Frauenhäuser, Institutionen, wo bei Sparmassnahmen der Geldfluss meistens vor allen andern gestoppt wird.

5.1.14 Diskursvariable

Unter *Diskurse* verstehen wir in diesem Zusammenhang offene und verdeckte Prinzipien der Machtstrukturierung in unterschiedlichen Feldern, zum Beispiel Gefängnissen, Psychiatrien (Diskurskonzept von Michel Foucault 1974), aber auch in Altenheimen, Behindertenheimen und anderen Institutionen. Um vorhandene Machtstrukturen, die bis zu Missbrauch reichen können, zu erkennen, ist eine *Beschäftigung mit der Geschichte der Institution* und entsprechender Prägung unerlässlich.

5.1.15 Prozessvariable

Diese Variable weist wie keine andere auf *das komplexe systemische Geschehen eines Supervisionsprozesses* hin. Sie hat Petzold bewogen, Holloways ‚Systems Approach to Supervision‘ (Petzold 1998, Seite 28) zum ‚Dynamic Systems Approach to Supervision‘ zu erweitern. Der mehrperspektivische, integrative Ansatz, welcher Sozialisation, Kontext, ‚social world‘, ‚social worlds‘, ökonomische und ökologische Situation bei allen Beteiligten, auf allen Ebenen, das Kontinuum unter Berücksichtigung sowohl des historischen Einflusses als auch zukünftiger Möglichkeiten und Grenzen, ja alles in allem als Prozess meint, trägt so auch der Psychodynamik bzw. Gruppendynamik mit all den möglichen Kausalitäten Rechnung.

Diese Variable verdeutlicht, dass *supervisorisches Geschehen selbst der Prozess* ist.

5.2 Mehrperspektivität

Wie oben aufgezeigt ist es unerlässlich, mehrperspektivisch zu denken, wenn wir uns den sich uns anvertrauenden SupervisandInnen verantwortlich zuwenden wollen.

Die Aneignung der Fähigkeit zur Mehrperspektivität bedarf gewisser Voraussetzungen. Auf die Frage, wie ein Individuum in seiner Lebenswelt (,social world‘) möglichst vielfältig, also mehrperspektivisch und in seiner Identität komplex und dennoch prägnant wird, wie ihm eine optimale mehrperspektivische Sicht zuteil werden kann, antwortet Petzold (1998 Seite 173) mit einem Hinweis auf seine eigene persönliche Geschichte und résumiert, dass das Aufwachsen in einem multikulturellen Umfeld (Mehrsprachigkeit, differenziertes Hinterfragen der Dinge und des Tuns auf dieser Welt), in dieser Hinsicht von grosser Bedeutung sei. Ich möchte ergänzen, dass die Erlaubnis, Dinge nach ihren Hintergründen und Zielen zu hinterfragen, differenziertes mehrperspektivisches Denken fördert. So fasse ich zusammen:

Das Zulassen des Blicks auf die Perspektivenvielfalt mit toleranter Haltung und dennoch kritischer Offenheit, eine entsprechend vorgelebte Haltung durch die Bezugspersonen, der Menschen des ,ersten Netzes‘, die Erlaubnis auch, selber Gedachtes vorbringen zu dürfen, ermöglicht (vor allem während dem Sozialisationsprozess, aufgrund uneingeschränkter Lernfähigkeit des Menschen aber auch lebenslang) schliesslich, die Mehrung der Fähigkeit zur eigenen Mehrperspektivität.

Mehrperspektivität des Einzelnen, vernetzt mit jener anderer, bewirkt, dass mehr Informationen und mehr Wissen zusammen kommen. Dies wiederum bietet die Chance, dass „...Informationsverbindungen höherer Ordnung...“ (Petzold 1998, Seite 137) entstehen.

Nun ist es aber nicht so, wie bei vorschnellem Denken befürchtet werden könnte, dass Vielperspektivität einen von den vielen Perspektiven her überfordern könnte. Im Gegenteil. „*Mehrperspektivität reduziert Komplexität und schafft Komplexität.*“ (Luhmann 1968, 1984 in Petzold 1998 Seite 175). Das menschliche Hirn vermag zu differenzieren und zu ordnen, zu filtern, was unwichtig scheint und hervorzuheben, was wichtig ist. Es ist also bei der Aneignung von Mehrperspektivität beides drin: Das ,Ordnung schaffen‘ im eigenen Denken, das Differenzieren überhaupt erst ermöglicht, und die Verunsicherung, die dabei auftritt, weil der mehrperspektivische Blick sich nicht mit ,einfachen Lösungen‘ zufrieden gibt und auch Sicherheit gebende Normen in Frage stellt.

Von meinem persönlichen Erleben her möchte ich beifügen, dass mich Perspektivenvielfalt ungemein bereichert, dass mir aber der Blick auf die Dinge, an welchen vorbei zu schauen man um des eigenen Friedens willen oft geneigt wäre, eine gewisse Unschuld nahm. Mehrperspektivität zulassen heisst für mich auch, das Paradies verlassen zu müssen, jedoch mit dem Gewinn, ganz und ganzheitlich Mensch zu werden.

5.3 Begrenztheit der ,Sozialen Welten‘

Die Aneignung von Mehrperspektivität hat auch Grenzen. Wird in einem Sozialisationsprozess verhindert, über den eigenen Gartenzaun hinaus zu denken, möglichst wertfrei ,Fremdem‘ (d.h. mit dem Wert der Wertfreiheit!) zu begegnen, wird Sicherheit vermittelt durch Einengung der

persönlichen Lebenswelt, was zum Beispiel in bestimmten religiösen oder parteipolitisch geprägten Elternhäusern der Fall sein kann, wird der heranwachsende Mensch wenig bereit sein, die eigene (scheinbare) Sicherheit zugunsten eines mehrperspektivischen Blickes zu opfern.

Während ich das hier schreibe, spüre ich das Bedürfnis, auch Menschen mit solchen Entwicklungen gegenüber möglichst wertfrei und tolerant bleiben zu wollen, ohne jedoch meine persönliche Haltung zum Tun und Handeln (von mir selber und von anderen) aufzugeben. Dank ‚emanzipierter Identität‘ (a.a.o. Seite 373) kann ich akzeptieren, dass sich selbst Menschen mit wenig Mehrperspektivität (und diese Formulierung impliziert, dass kein Mensch absolut monoperspektivisch denkt) ihren Weg dorthin nicht selbst ausgesucht haben. Zugleich entbindet dies nicht vor der Verantwortung, sich selber weiter zu entwickeln und zu verantwortungsbewusstem Handeln zu gelangen. Ein hoher Anspruch gewiss, beides zusammen zu bringen.

6 Schlussbemerkung

In dieser Arbeit habe ich versucht, die Entstehung von Lebenswelten mit ihren ‚social worlds‘ bei Individuen und deren Vernetzung bis hin zum mehrperspektivischen, polylogischen Denken zu erläutern. Die Vernetzung von ‚social worlds‘ (auch unterschiedlicher!) und die Vernetzung verschiedener sozialer Netzwerke, also Konnektierung (Vernetzung von Konzepten, Modellen und wissenschaftlichen Disziplinen), erlaubt das Zusammenbringen vieler Perspektiven und Denkweisen und bringt sie in **Polyloge** (Petzold 2002c), um das Bestmögliche zu synthetisieren.

An Supervisorinnen und Supervisoren darf, ja muss der Anspruch gestellt werden, dass sie fähig sind, mehrperspektivisch zu ‚schauen‘, zu denken, zu polylogisieren und zu handeln. Es muss ihnen möglich sein, die Lebenswelten der Supervisanden und deren Patientinnen und Klienten zu ‚überschauen‘ und sich empathisch in deren Situation einfühlen zu wollen, ohne die eigene Lebenswelt mit jener von Andern zu vermengen.

Auch die Fixierung zum Beispiel auf *eine* psychotherapeutische Schule engt den Blick ein und vermindert die Chance einer ganzheitlichen Therapie, Beratung oder Supervision. Es ist unumgänglich, dass ein Team wo nötig in der Lage ist, in die ‚social world‘ eines abwesenden Klienten einzusteigen, und zwar als ‚gruppenspezifische soziale Kognition‘. Die Einnahme von situationsspezifischen Perspektiven ist vor allem wichtig, wenn eine Gruppe zu viele ‚social worlds‘ eines Klienten nicht teilt. Gilt beispielsweise in einem Team, dem lauter Frauen angehören, eine ‚Prozess-Supervision‘ (Petzold ersetzte mit diesem Begriff den verdinglichenden Ausdruck ‚Fallsupervision‘) einem männlichen Patienten (oder umgekehrt), so ist die Einnahme seiner (ihrer) Perspektiven, seiner (ihrer) ‚social worlds‘ unumgänglich.

Interventionen erfolgen aufgrund der Kenntnis der ‚social worlds‘ sowohl der Anwesenden als auch der Abwesenden (z.B. des Patienten, über den gesprochen wird) (Petzold 1998). Der Supervisor, die Supervisorin hat dabei keine individuelle Wertung von Sachverhalten, hat nicht nur den ‚Blick mit eigenen Augen‘, sondern einen ‚kollektiven Blick‘, „kollektive Sichtweisen in einer numerischen Gruppe von Menschen“ (a.a.o. S. 113). SupervisorInnen müssen in der Lage sein, unterschiedliche Sichtweisen (zum Beispiel der Mitglieder eines Teams) miteinander abzustimmen (a.a.o. S. 67). Sie müssen zwischen Menschen mit individuelle Lebenssichten, mit

kollektiven Auffassungen („social worlds“) mit Orientierungen und Meinungen u.a. Verbindungen herstellen, und zwar mit den am jeweiligen Ko-respondenzprozess Beteiligten (a.a.o. S. 67).

Gelingt uns als SupervisorInnen dieser ‚artistische Trapezsprung‘, also die Erfüllung dieses zugegeben hohen Anspruchs, dann wird unsere Tätigkeit dazu dienlich, Persönlichkeiten in ihrer Identität und Entwicklung zu stärken und die Mehrperspektivität bei allen Beteiligten (bei den SupervisandInnen, ihren KlientInnen, ihren PatientInnen, aber auch bei uns selbst) zu fördern. Eine verantwortungsvolle aber reiche Arbeit.

Zusammenfassung: Die Konzepte ‚social network‘, ‚Konvoi‘ und ‚social world‘ und ihre Bedeutung für Theorie und Praxis der Supervision und Therapie im Integrativen Modell

Der Beitrag stellt die für einen biopsychosozialen Ansatz, nämlich für die Dimension „sozio“ so wesentlichen Konzepte „soziales Netz“, „Konvoi“ als Gruppenformation und „social world“ als „mentale Repräsentation“ einer Gruppe vor. Die Konzepte werden erläutert und durch Beispiele in ihrer Praxisrelevanz für Therapie und Supervision verdeutlicht. Ohne diese Sozialdimensionen und -konzepte greifen auch Therapien im dyadischen Setting zu kurz.

Schlüsselwörter: Soziale Netzwerke, Konvoi, Soziale Welt, phänomenologische Soziologie, Integrative Therapie and Supervision

Summary: The concepts “social network”, “Convoy” and “social world” and their significance for theory and practice of supervision and therapy in the Integrative Approach

This text presents the important dimension of the „social” in a biopsychosocial approach as Integrative Therapy with the concepts “social network”, ”Convoy” as group formations and “social world” as the mental representation of a group. The concepts are explained and elucidated by examples for the practice of therapy and supervision. Without the dimension of the social and these social concepts also therapies in a dyadic setting are falling short. They are indispensable.

Key words: Social network, Convoy, social world, phenomenological sociology, integrative therapy and supervision

Literatur

- Berger, P.L., Luckmann, T. (1970): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt: Fischer. 1980².*
- Diaz-Bone, R. (2002): Eine kurze Einführung in die sozialwissenschaftliche Netzwerkanalyse (SNA). aus dem www: Hannover*
- Dubiel, H. (1992²): Kritische Theorie der Gesellschaft. Eine einführende Rekonstruktion von den Anfängen im Horkheimer-Kreis bis Habermas. Frankfurt.*
- Ey, H. (1983³): La Conscience. Paris: Desclée de Brouwer.*
- Foucault, M. (1974): Die Ordnung des Diskurses. München.*
- Freeman, W.J. (1995): Societies of Brains: Studies in the Neuroscience of Love and Hate. Hillsdale, N.J.: Erlbaum.*
- Grathoff, R. (1978): Alltag und Lebenswelt als Gegenstand der phänomenologischen Sozialtheorie. In: Hammerich, K., Klein, M. (1978): Materialien zur Soziologie des Alltags. Sonderheft 20. Kölner Z. für Soziologie.*
- Grathoff, R., Sprondel, W. (1976): Maurice Merleau-Ponty und das Problem der Struktur in den Sozialwissenschaften. Stuttgart.*

- Grathoff, R., Waldenfels, B. (1983): Sozialität und Intersubjektivität. München: Fink.
- Gurwitsch, A. (1957): Théorie du champ de la conscience. Paris: Desclée de Brouwer; dtsh. (1975): Das Bewußtseinsfeld. Berlin: Springer.
- Gurwitsch, A. (1966): Studies in phenomenology and psychology. Evanston: North Western University Press.
- Gurwitsch, A. (1977): Die mitmenschliche Begegnung in der Milieuwelt. Berlin: Springer.
- Habermas, J. (1973): Wahrheitstheorien, in: Fahrenbach, H., Wirklichkeit und Reflexion. Pfullingen: Neske.
- Habermas, J. (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. 2 Bde. Frankfurt: Suhrkamp.
- Hass, W., Petzold, H.G. (1999): Die Bedeutung der Forschung über soziale Netzwerke, Netzwerktherapie und soziale Unterstützung für die Psychotherapie - diagnostische und therapeutische Perspektiven. In: Petzold, Märten (1999a) 193-272.
- Heyl, P.M. (1992): Selbstorganisation und Emergenzen im sozialen System. In Krohn, W., Küppers, G. (1992): Emergenz: Die Entstehung von Ordnung, Organisation und Bedeutung. Frankfurt: Suhrkamp.
- Holloway, E.L. (1995): Clinical supervision: a system approach, Thousand Oaks: Sage Publications.
- Kiwitz, P. (1986): Lebenswelt und Lebenskunst. München: Fink.
- Kiwitz, P. (1991): Das Lebensweltkonzept und seine Bedeutung für die Sozialwissenschaften. In: Petzold, Petzold (1991) 2-19.
- Köhler, W. (1947): Gestalt psychology. New York: Liverright Publishing Cooperation.
- Köhler, W. (1995): Über Aufbau und Wandlungen der Wahrnehmungswelt. Wien.
- Kolodey C. (2003): SUPERVISION: Theorie - Praxis – Forschung. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift. Amsterdam, Düsseldorf und Krems 01/2003
- McCarthy, J.B. (1978): The critical theory of Jürgen Habermas. Cambridge: MIT Press.
- Moreno, J.L. (1932): Application for the group method to classification National Committee on Prisons and Prison Labors. Washington.
- Moreno, J.L. (1934): Who shall survive? DC: Nervous and mental disease. Publishing Company.
- Moreno, J.L. (1936b/1947): Organization of the social atom. *Sociometric Review* 1 (1936b) 11-16; repr. *Sociometry* 3 (1947) 287-293.
- Moreno, J.L. (1947b): The social atom and death. *Sociometry* 10 (1947b) 81-86.
- Moreno, J.L. (1996³): Die Grundlagen der Soziometrie. Wege zur Neuordnung der Gesellschaft.
- Moscovici, S. (1984): The phenomenon of social representations. In: Farr, R.M., Moscovici, S. (1984) (eds.): Social representations. Cambridge: Cambridge University Press. 3-69.
- Moscovici, S. (2001): Social Representations. Explorations in Social Psychology. New York.
- Müller, L., Petzold, H.G. (1999): Identitätsstiftende Wirkung von Volksmusik - Konzepte moderner Identitäts- und Lifestyle-Psychologie für die Musiktherapie am Beispiel des Schweizer Volksliedes. *Integrative Therapie* 2-3 (1999) 187-250.
- Müller, M., Petzold, H.G. (2003): Affiliation, Reaktanz, Übertragung, Beziehung – Modalitäten der Relationalität in der Supervision. Bei www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm - SUPERVISION: Theorie – Praxis – Forschung. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift 08/2003
- Müller, W. (1975): Être-au-monde. Grundlinien einer philosophischen Anthropologie bei Maurice Merleau-Ponty. Bonn: Bouvier.

- Orth, I. Petzold, H.G. (2003): Theoriearbeit, Praxeologie und „Therapeutische Grundregel“ Zum transversalen Theoriegebrauch, kreativen Medien und methodischer und „sinnlicher Reflexivität“ in der Integrativen Therapie mit suchtkranken Menschen. In: *Petzold, Schay, Ebert* (2003).
- Petzold, H.G.* (1985a/2004a): Mit alten Menschen arbeiten. 2004a Erweiterte und überarbeitete Neuauflage von 1985a in zwei Bänden. München: Pfeiffer, Klett-Cotta.
- Petzold, H.G.* (1985f): Über innere Feinde und innere Beistände. In: *Bach, G., Torbet, W.*, Ich liebe mich - ich hasse mich. Reinbek: Rowohlt. 11-15.
- Petzold, H.G.* (1985t): Autobiographisches Postscriptum. In: *Petzold* (1985a) 573-580.
- Petzold, H.G.* (1989f): Zeitgeist als Sozialisationsklima - zu übergreifenden Einflüssen auf die individuelle Biographie. *Gestalt und Integration* 2, 140-150.
- Petzold, H.G.* (2003a): Integrative Therapie. 3 Bde. Paderborn: Junfermann, überarb. und ergänzte Neuauflage von 1991a/1992a/1993a.
- Petzold, H.G.* (2003b): Integrative Beratung, differentielle Konflikttheorie und „komplexe soziale Repräsentationen“. Düsseldorf/Hückeswagen. Bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - *SUPERVISION: Theorie - Praxis – Forschung*. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift 01/2003
- Petzold, H.G., Petzold, Ch.* (1991a): Lebenswelten alter Menschen. Hannover: Vincentz.
- Petzold, H.G.* (1993): Integrative Therapie. Band 1: Klinische Philosophie. Paderborn.
- Petzold, H.G.* (1998): Integrative Supervision, Meta-Consulting & Organisationsentwicklung. Modelle und Methoden reflexiver Praxis. Ein Handbuch. Paderborn.
- Petzold, H.G.* (2000h): Wissenschaftsbegriff, Erkenntnistheorie und Theorienbildung der „Integrativen Therapie“ und ihrer biopsychosozialen Praxis für „komplexe Lebenslagen“ (Chartacolloquium III). Düsseldorf/Hückeswagen: Europäische Akademie für Psychosoziale Gesundheit. Überarbeitet 2002 in: Düsseldorf/Hückeswagen. Bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - *POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für Psychosoziale Gesundheit* - 01/2002.
- Petzold, H.G.* (2002c): POLYLOGE: die Dialogzentrierung in der Psychotherapie überschreiten. Perspektiven „Integrativer Therapie“ und „klinischer Philosophie“. Düsseldorf/Hückeswagen. Bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - *POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - 04/2002, Updating 2005ü.
- Petzold, H.G.* (2004g): Maurice Merleau-Ponty - ein Referenztheoretiker der Integrativen Therapie. Bei: [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - *POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - 1/2004 und bei *Stumm, G. et al.* (2004): Personenlexikon der Psychotherapie. Wien: Springer.
- Petzold, H.G.* (2003g): Lebensgeschichten erzählen. Biographiearbeit, narrative Therapie, Identität. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G., Märten, M.* (1999a) (Hrsg.): Wege zu effektiven Psychotherapien. Psychotherapieforschung und Praxis. Band 1: Modelle, Konzepte, Settings. Opladen: Leske + Budrich.
- Petzold, H.G., Müller, L.* (2004a): Biographiearbeit mit alten Menschen – Erarbeiten und Teilen biographischer Erfahrung. Bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - *POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - 02/2004
- Petzold, H.G., Müller, L.* (2004b): „Alter Wein in neuen Schläuchen?“ - Moderne Alternsforschung, „Philosophische Therapeutik“ und „Lebenskunst“ in einer

- „gerontothropen“ Gesellschaft. Überlegungen mit Cicero über die „kompetenten Alten“ für die „Arbeit mit alten Menschen. In: *Petzold* (2004a).
- Petzold, H.G., Orth, I., Sieper, J.* (2000a): Transgressionen I – das Prinzip narrativer Selbst- und Konzeptentwicklung durch „Überschreitung“ in der Integrativen Therapie – Hommage an Nietzsche. *Integrative Therapie* 2/3, 231-277.
- Petzold, H.G., Petzold, Ch.* (1991b): Soziale Gruppe, ‚social worlds‘ und ‚narrative Kultur‘ als bestimmende Faktoren der Lebenswelt alter Menschen und gerontotherapeutischer Arbeit. In: *Petzold, Petzold* (1991a) 192-217. repr. Bd. II, 2 (1992a) S. 871-986, (2003a) S. 663 - 680.
- Petzold, H.G., Schay, P., Ebert, W.* (2003): Integrative Suchttherapie. 2 Bde. Opladen: Leske + Budrich.
- Richmond, M.E.* (1917): Social Diagnosis. New York.
- Schreyögg, A.* (1991): Supervision - ein integratives Modell. Paderborn: Junfermann.
- Schütz, A.* (1932/1974): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Wien: Springer.
- Schütz, A.* (1962/1964/1966): Collected Papers. Den Haag: Nijhoff. Bd. I 1962, Bd. II 1964, Bd. III 1966.
- Schütz, A., Luckmann, T.* (1979/1984): Strukturen der Lebenswelt. Neuwied/Darmstadt: Luchterhand. Bd. I 1979, 1985², Bd. II 1984.
- Shibutani, T.* (1961): Society and personality. New York: Prentice Hall, Englewood Cliffs.
- Spitzer, M.* (2000): Geist im Netz. Modelle für Lernen, Denken und Handeln. Heidelberg, Berlin: Spektrum Akademischer Verlag.
- Sprondel, W.M., Grathoff, R.* (1979) (Hrsg.): Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften. Stuttgart.
- Stern, D.N.* (1992²): Die Lebenserfahrung des Säuglings. Stuttgart.
- Strauss, A.L.* (1978): A social world perspective. In: *Denzin, M.K.* (1978): Studies in symbolic interaction. Vol. I. Greenwich: JAI Press. 119-128.
- Strauss, A.L.* (1982): Social worlds and legitimation processes. In: *Denzin, N.K.* (1982) (ed.): Studies in symbolic interaction. Greenwich: JAI Press. Vol. 4. CT 1982.
- Stroebe et al.* (1987): Qualitative analysis for social scientists. Cambridge University Press.
- Winnicott, D.* (1974): Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. München.
- Unruh, D.R.* (1980): The social organization of older people: a social world perspective. In: *Denzin, N.K.* (1980a) (ed.): Studies in symbolic interaction. Vol. 4. Greenwich: JAI Press. 147-170..
- Unruh, D.R.* (1980b): The nature of social worlds. *Pacific Soc. Rev.* 23 (1980b) 271-296.
- Unruh, D.R.* (1983a): Invisible lives. Social worlds of the aged. Beverly Hills: Sage Publications.
- Waldenfels, B.* (1985): In den Netzen der Lebenswelt. Frankfurt: Suhrkamp.